

Nr. 62. Bydgoszcz / Bromberg, 17. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz,
Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(15. Fortsetzung.) ———

Howard war dankbar, daß es bereits dämmerte und Peggy seine Züge nur schwer erkennen konnte. Er ließ die Maske des liebenswürdigen großen Bruders fallen und sank mit einem leisen Stöhnen zurück in das Leder des Wagensitzes.

„Zum Kai!" rief er dem Fahrer zu, und sein Befehl klang so unabweislich, daß Peggy es aufgab ihn zu bitten, noch eine Tanzdiele oder eine kleine Bar zu besuchen.

Ach, sie war ja nur ein kleines Mädchen, das man ins Bett schicken durfte wenn es lästig zu werden begann . . . Sie verzog ihren hübschen Kindermund, dann aber sah sie im Schein einer Hafenlaterne, für Sekunden des Bruders Gesicht und ihr Gekränktsein war vorbei — —

An Bord herrschte ein stetes Kommen und Gehen. Man sah viele Herren im Frack und Damen in großen Abendkleidern. Alles wartete mit einer leisen Erregung auf den Anbruch der Nacht. Man fühlte sich nun bereits in den Straßen, auf den Plätzen und in allen Restaurants, Cafés, Bars und Theatern wie daheim. Man hatte die Unsicherheit, die jeden zuerst in der Fremde überkommt, verloren. Namen von exotischen Lokalen, vielleicht auch von Kaschemmen wurden ausgetauscht. Zuweilen steckten ein paar Herren die Köpfe flüsternd zusammen um plötzlich mit einem Auflachen um sich zu blicken, die Damen in den großen Abendkleidern musterten sich mit jenem Lächeln, das aus Liebenswürdigkeit und Feindschaft gemischt scheint, das nur Frauen lächeln können, und das auch Peggy eifrig probte.

Über allen aber schwebte ein seltsamer Duft und ein silberblauer Schleier. Dieser Duft und dieser Schleier lag über den Decks und in den Kabinengängen, er fand sich im Speisesaal, wo eben der Kaffee gereicht wurde und auch im Damensalon war er zu finden, dieser duftige Schleier, der von Havannazigarren stammte. Denn wenn auch diese vielen hundert Menschen als gute Amerikaner zumeist nur Zigarettenraucher waren, hier in Havanna fühlten sie sich plötzlich verpflichtet, die edlen Marken zu qualmen, die sie bislang nur dem Namen nach kannten und die ihnen unerhört billig und gut erschienen.

Auch Howard kappte einer Romeo y Julieta die Spitze und rauchte sie bedächtig an. Die kleinen Freuden waren geblieben, die Liebe der Schwester war ihm geblieben; er beschloß, nicht mehr verzweifelt zu sein, und als nun Peggy dem Beispiel einiger buntbemalter und keineswegs sehr junger Ladies folgte, und eine Pedro-Murias Großformat, Imperatorentyp anzustecken versuchte, konnte er sogar lächeln.

„Ich werde dir welche auch Schokolade kaufen, Peggy", sagte er, indem er ihr sanft die mächtige Zigarre fortnahm.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten, Miß Peggy?" Bailie, der zweite, hatte den Vorgang beobachtet und trat mit gezücktem Etui auf die Geschwister zu.

„Danke, Mister Bailie, ich finde es stillos, auf Kuba Zigaretten zu rauchen". Peggy warf stolz den Kopf zurück, sie war gewiß in diesem Augenblick Greta Garbo als Königin Christine nicht unähnlich.

„Und noch dazu ägyptische, was?" rief Howard und er konnte noch immer lächeln.

Bailie klappte das Etui zu. Er schien keineswegs beleidigt, aber er erklärte Howard, daß es auch keine ägyptischen Zigaretten seien. Nein, Mr. Bailie, als Zweiter Offizier der „Queen of Havanna" auf wohldotiertem Posten, konnte nur eine Zigarettensorte rauchen, und das waren solche, deren Tabak aus der deutschen Pfalz stammte. „Echte „Lahr in Baden"," versicherte er stolz, und es klang, als hätte er, wie die Leute um ihn, von Henry-Clay oder Larranagas gesprochen. Freilich gab er zu, daß es ein Tabak für Männer im allgemeinen und für Seemänner im besonderen sei, und zudem gestand er, daß er eine gewisse romantische Neigung für die deutsche Pfalz für Neckar und Rhein hege, obschon er diese schönen Landschaften nur aus dem Film kannte und ewig verdammt zu sein schien, zwischen Newyork und Kuba auf diesem Eimer, der ein Luxushotel oder ein Warenhaus, auf keinen Fall aber ein anständiges Schiff sei, hin und her zu schaukeln.

„Tom hat in Heidelberg studiert" unterbrach ihn Peggy und ihre Stimme klang freundlicher. Mr. Bailie hatte eine Art zu erzählen, die gefangennahm, fast konnte man ihm die Frau und seine süßen Kinderchen, deren Photos er über dem Herzen trug, verzeihen.

„Wirklich, Mister Howard? O, Sie müssen mir davon erzählen! Weiß der Teufel, ich wäre lieber Fährmann in Neckargemünd als Commodore dieser Idiotenlinie, verzeihen Sie, Miß Peggy, den rauhen aber herzlichen Ton, den ich mir gottlob noch bewahrt habe.".

Peggy lachte, aber Howard war wieder ernst geworden. Nein, er konnte Mr. Bailies Wunsch jetzt nicht erfüllen. Zu sehr hätte ihn das an Alice erinnert. Deutschland. — Alice war ein Stück dieses Deutschlands, das er liebte, auch jetzt noch liebte.

„Ein andermal, Bailie". Howard reichte dem Offizier müde die Hand. „Ich muß jetzt gehen und mich umziehen."

„Und ich? Ich werde wohl ins Bett geschickt?" Peggy verzog wieder den hübschen Kindermund.

„Wenn ich Ihnen noch ein wenig Gesellschaft leisten darf, Miß Peggy," Bailie sah zwar mit seinem spöttischen Blick wieder reichlich unverschämt aus, aber Peggy nickte ihm doch ein „Ja" zu. Plötzlich war sie sich bewußt geworden, welche Aufgabe ihr vom Schicksal gewiesen war. Mr. Bailie war einsam. Mitten in dieser festlichen Menge war er allein. Keine Seele gab es, die ihn verstand. Ja, er wollte lieber Fährmann auf einem romantischen Fluß, als goldbetreßter Offizier auf einem Luxusdampfer sein. Er verschmähte es, diese wundervollen Zigarren zu rauchen, er qualmte lieber ein dunkles, starkes

Kraut, das von weither kam. Er war eine Persönlichkeit. Eine unverstandene Persönlichkeit. Sie entsann sich, daß sie erst neulich, Alice von ihrer Sehnsucht nach einer einsamen Insel erzählt hatte. Alice, die kluge Alice, hatte sie nicht verstanden. Bailie würde sie verstehen, wie sie ihn verstand! O, natürlich mußte ihre Liebe unglücklich sein. Mr. Bailie war verheiratet und seine Kinder — das eine hatte einen Preis für ein Gedicht über den Weihnachtsmann bekommen. Aber war es nicht heroisch, bewußt eine unglückliche Liebe auf sich zu nehmen? Zudem, wenn Tom unglücklich war, wie hatte **sie** dann ein Recht, glücklich zu sein?

Tom gab ihr einen Gute-Nacht-Kuß auf die Wange. Sie schloß die Augen und dachte, was wohl geschehen würde, wenn es nicht der Bruder, sondern Mr. Bailie wäre, der sie küßte. Wäre das nicht Ehebruch? Natürlich! Aber um des einsamen Mannes willen war sie entschlossen, auch Schuld und Sünde zu ertragen. Zudem würden sie alle beneiden, daß der vielbegehrte Mr. Bailie jetzt für niemand anders zu sprechen war, als für sie.

„Haben Sie Nachricht von daheim, Mr. Bailie?" Peggy war fast enttäuscht, daß der Zweite zustimmend nickte.

„Ja", sagte er, „einen Luftpostbrief."

„Und" fragte sie teilnehmend, „hat Ihr Jüngstes immer noch Keuchhusten?"

„Vermutlich. Miß Peggy. Jedenfalls hat der älteste neuerdings Durchfall."

*

Tom Howard begab sich, nachdem er sich frisch rasiert und den weißen Tropensmoking angezogen hatte, zum Bureau des Zahlmeisters, das auch noch zu so später Stunde geöffnet war, denn die meisten Passagiere hatten ihr Bargeld dort zur sicheren Aufbewahrung gegeben und holten sich aus ihren Depots was sie für die nächsten Stunden brauchten. Er mußte eine kleine Weile im Vorraum warten, da eben ein Ehepaar in das Allerheiligste Mr. Kottlers, des Zahlmeisters eingetreten war. Aufmerksam studierte er die Bekanntmachungen und Kurstabellen am Schwarzen Brett, aber nach geraumer Zeit merkte er, daß er zwar viele Zahlen und Zeilen gelesen, aber doch nicht das geringste in sich aufgenommen hatte. Noch immer gab es nur dies, Alice! — Gewiß, er hatte sich vorgenommen, den großen Schlußstrich zu ziehen, dann aber war da dieser Bailie gewesen, der plötzlich vom Rhein und Neckar zu reden begann und die Mauer, die Howard mühsam in sich aufgerichtet hatte, war zusammengestürzt. Rhein und Neckar und Deutschland. — Die Erinnerungen daran, waren ein Stück seine Jugend; auch Alice Lißner war für ihn die Begegnung mit der Jugend gewesen, sie stammte aus diesem Lande; fast immer hatten sie sich deutsch unterhalten, wenn sie allein waren.

Nein, es war unmöglich, dies Mädchen zu vergessen. Es war nicht denkbar, daß alles an ihr Lüge und Betrug gewesen war. Weshalb denn? Um einiger Steine und Ringe willen? Um dieses Dexter willen? Plötzlich schien es Howard eine Gewißheit zu sein, daß sie unschuldig war, daß Dexter sie auf irgendeine unerklärliche Art beherrschte, daß sie in seiner Hand war, daß er sie erpressen und quälen konnte, daß . . .

Nein, eine Erklärung gab es dafür nicht. Es war nur eine Ahnung, die Ahnung eines liebenden Herzens, aber Tom Howard spürte plötzlich etwas wie ein Glücksgefühl. Vielleicht war doch nicht alles verloren. Er mußte versuchen, diesen Halunken zu sprechen. Er mußte diesen Gauner wie einen Gentleman behandeln und ihm eine anständige Summe neben völliger Straffreiheit zusichern, um die Wahrheit zu erfahren, dieser Preis würde nicht zu hoch sein, wenn er ihm einen Weg wies, der zu Alice führte . . .

„Hallo, Mister Howard! — Treten Sie näher, bitte!" das Ehepaar hatte das Zahlmeisterbureau verlassen und Mr. Kottler rief den wartenden Howard herein.

Howard war kaum erstaunt, daß der Zahlmeister ihn bei Namen nannte. Es ging von dem beleibten Mr. Kottler die Sage, daß er die Lebensgeschichten und die Lebensgewohnheiten seiner sämtlichen Passagiere im Kopf hatte. Er hatte den Blick und das Gedächtnis eines Kriminalkommissars.

„Ich möchte etwas Geld abheben", sagte Tom Howard, „vielleicht tausend Dollar."

„Um Gottes willen, Mister Howard, Sie wollen heute nacht doch nicht etwa tausend Dollar durchbringen, wie?"

Howard lächelte über die besorgten Worte. Er hatte, ganz in Gedanken, irgendeine Zahl genannt. „Na", sagte er jetzt, „geben Sie mir hundert Dollar, wenn Sie Angst um mich haben! Das andere verwahren Sie wieder!"

Der Zahlmeister nahm das nicht als Scherz. Er war fest davon überzeugt, daß die Menschen viel zuviel Geld ausgäben.

„Gut, gut", sagte er. „Ihr Fräulein Schwester hat übrigens gestern ihre Schmucksachen zu mir in Verwahrung gegeben."

„Ich weiß", nickte Tom und plötzlich stand wieder die Szene vor seinen Augen, wie er Dexter in Peggys Kabine beim Öffnen des Koffers überrascht hatte.

„Lieber Kottler", sagte er, nachdem er die hundert Dollar empfangen, und der Zahlmeister eine entsprechende Verbuchung vorgenommen hatte, „wären Sie wohl in der Lage, mir zu sagen, wann und wo ich Mister Dexter erreichen kann? Oder ist Ihnen der Name Dexter kein Begriff? Mitunter nennt sich der Herr nämlich auch Clyne."

Der Zahlmeister kratzte sich eine geraume Zeit hinterm Ohr, ehe er antwortete. Offenbar hatte er über verschiedene verdammt unangenehme Dinge nachdenken müssen, denn sein freundliches Vollmondlächeln war einem grimmigen Bulldoggenknurren gewichen.

„Hat Sie der Lümmel etwa auch übers Ohr gehauen, Mister Howard?"

„Nein, Mister Kottler."

„Dann seien Sie froh und suchen Sie ihn nicht noch, sonst tut er's bestimmt. Es haben sich bisher acht Passagiere, oder richtiger, weibliche Passagiere bei mir gemeldet, die ihm während der Reise bei allen möglichen Gelegenheiten mit einer „Kleinigkeit" aushelfen durften. Ganz nette Kleinigkeiten übrigens, und Dexter hatte allen erklärt, daß er sein Geld telegraphisch nach Havanna überwiesen bekäme, da seine Bank am Abreisemorgen noch geschlossen gewesen sei. Hier, bei mir sollte das Geld eintreffen, na, und daß es nicht eingetroffen ist, das werden Sie ja wohl schon erraten haben, wie? Selbst der Kabinensteward bekommt zehn Dollar von ihm, der Friseur acht und der Barmixer vierzig, nun aber ist der lockere Vogel uns doch durchgegangen. Nur weil ich mittags mich eine Stunde aufs Ohr gelegt habe, sonst wäre das nicht passiert."

Davon, daß Dexter auch beim Pokern betrogen hatte, schwieg der Zahlmeister Kottler, denn es wäre für den Ruf der „Queen of Havana" untragbar gewesen, hätte man sich erzählt, daß hier Falschspielen möglich war.

„Vielleicht kehrt Mister Dexter heute oder morgen zurück, Mister Kottler?"

Der Zahlmeister lachte, wie über einen guten Witz.

„Wir sind froh, daß er nicht noch einen fremden Koffer mitgehen ließ, Mister Howard. Nein, zurück kommt der bestimmt nicht."

„Wissen Sie zufällig, ob er in Begleitung einer Dame die „Queen" verließ, Zahlmeister?"

„Einer Dame? Meinen Sie eine bestimmte Dame, Mister Howard?"

„Ja. Ich meine Miß Lißner."

Kottler sah Mr. Howard, der doch behauptet hatte, von diesem Dexter nicht geschädigt worden zu sein, erstaunt an.

„Miß Lißner", sagte er dann, „hat allerdings heute mittag auch die „Queen" verlassen, mit ihrem ganzen Gepäck übrigens, aber davon, daß sie irgendwie mit Dexter. — Nein, davon ist mir nichts bekannt. Glaube ich auch nicht. Sie hat keinen Cent Schulden an Bord hinterlassen, im Gegenteil. Ihre Stewardeß, Miß König, hat sogar ein Trinkgeld erhalten, das so hoch war, daß sie es zuerst gar nicht annehmen wollte."

So. Alice hatte das Schiff endgültig verlassen. — Howard hatte die ganze Zeit vermieden, ihr zu begegnen, jetzt, wo er hörte, daß sie fort war, gab das einen feinen und tiefen Stich. Er hätte sich nicht gewundert, wenn sich sein blütenweißer Smoking plötzlich über dem Herzen rot gefärbt hätte . . . Verdammt feiner und verdammt tiefer Stich . . . Daß Alice und Dexter die „Queen" getrennt verlassen hatten, war natürlich kein Beweis, daß sie nicht doch zusammengehörten, und daß Dexter es tat, indem er seine Gläubiger prellte, während Alice mit Trinkgeldern um sich warf, auch das besagte nicht, daß sie nicht zusammen operierten. Beides war Hochstaplerart.

Er zog ein seidenes Tuch hervor und tupfte den Schweiß von der Stirn. Er mußte endlich Gewißheit haben, er mußte diesen Halunken fassen, denn aus Alice, das wußte er, war ja doch keine Erklärung herauszupressen, zudem: er konnte ihr nicht neutral gegenüberstehen, ihr Fangfragen stellen und anhören, wie sie sich vermutlich in lauter Lügen und Widersprüche verfing.

„Schön, Kottler", sagte er schließlich, „Dexter ist fort. Aber vielleicht können Sie mir einen Platz in Havanna sagen, wo man einige Aussicht hat, ihn zu treffen? Sie liegen ja wohl nicht das erstemal an diesem Pier."

„Stimmt. Aber verhaften lassen können Sie den Burschen nicht so leicht. Wenn das ginge, hätten wir es bereits besorgt. Es liegt nämlich keine Strafanzeige gegen ihn vor. Noch nicht."

„Ich will ihn nicht verhaften lassen, Kottler. Ich habe mit ihm eine Rechnung zu begleichen, bei der mich die Polizei nur stören würde. Eine Sache, die zwei Männer allein angeht. Ich hoffe, Sie verstehen mich."

Kottler verstand, und er war froh, daß er Mr. Howard nur hundert Dollar gegeben hatte. Wahrscheinlich hatte Howard auch im Poker gegen Dexter verloren und suchte nun die Revanche. Mehr als hundert Dollar konnte sie ihn nun nicht kosten. Wahrscheinlich war er dann geheilt.

Es gibt natürlich eine Unmenge von Kneipen, Lokalen und Restaurants, Mister Howard, in denen Sie nach Dexter suchen könnten, aber die meiste Aussicht, ihn um diese Stunde zu treffen, dürfte im „Kolibri" sein. Dexter ist ein leidenschaftlicher Tänzer, und ein guter dazu. Leider. Denn beim Tanzen war es ja, wo er seine Partnerinnen um die bewußten „Kleinigkeiten" anging. Na, Schwamm drüber. Wenn ich den „Kolibri" nenne, so deshalb, weil es ein Laden ist, der von unseren Passagieren gemieden wird. Wir warnen unsere Gäste davor. Es geht dort teils sehr mondän und teils sehr wildwestlerisch zu. Von zehn nächtlichen Knallereien in Havanna kommen fünf auf den „Kolibri" — ganz netter Prozentsatz, wie?"

„Ganz netter Prozentsatz", bestätigte Howard und er überlegte, ob es besser wäre, noch einmal zurück in die Kabine zu gehen und den Revolver aus dem Koffer zu holen. Nein, dachte er dann, es ist gescheiter, keine Waffe bei sich zu haben. Man kann dann nicht in die Versuchung kommen, einen Halunken über den Haufen zu schießen.

(Fortsetzung folgt.)

Lianen am Amazonas.

Ein Ozeandampfer fährt in den Urwald.

Erlebnisbericht von **Armin Schönberg.**

Nicht die Äquatortaufe, nicht der Tropenball konnte die Passagiere so seltsam erregen wie dieser Anblick: Auf dem Horizont, von dem milchigen Schimmer des tropischen Morgens verhängt, schattet ein schmaler Streifen Land empor. „Südamerika", „Brasilien", zwei Worte, die heute mehr sind als bloße Namen. Alle Gedanken reisen dem Schiff voraus, dorthin, wo man einen fremden Duft wie von Blüten und Pflanzen wittert.

Paranüsse und Kautschuk.

Das Meer, das am Tage vorher noch blaue Unendlichkeit war, fließt jetzt aus smaragdgrünen und schwarzblauen Flächen zusammen, und der halbgeahnte Küstenrand scheint ihm eine Grenze gesetzt zu haben. Je weiter das Schiff fährt, um so gelblicher wird das Grün, bis es gegen Mittag ganz zurückbleibt und nur noch ockerbraunes Wasser die Fahrt des Schiffes einschließt. Das braune Wasser ist das Zeichen, daß wir uns der Mündung des gewaltigsten Stromes Südamerikas, des Amazonas nähern, der in dem ausweglosen Meer seinen 5500 Kilometer langen Weg beendet hat. Einige Fahrgäste führen laute Gespräche, in denen es nur so wimmelt von Urwaldgeheimnissen und Dschungelgefahren, andere stehen schweigend an der Reling und blicken hinüber nach dem Land, dem das rote Farbholz „Pao de Brazil" (Holz der glühenden Kohle) in den Entdeckerjahren seinen Namen gab.

In der Stunde eines flammenden Sonnenuntergangs gleitet die „Monte Rosa" mit kleinster Kraft der Hafenstadt Belem do Para zu. Aber nicht den nach ihr benannten dreikantigen Nüssen, sondern dem Kautschuk verdankt Para seine prunkvollen Paläste. Deutlich, wie aus dunkelgrünem Papier ausgeschnitten, tritt backbords die zähe Dschungel der Insel Marajo auf, die zweimal so groß wie die Schweiz sein soll und der noch niemand ihr Geheimnis ganz entlocken konnte, weil sie eine von Dickicht und Sümpfen zugemauerte Dschungelwüste ist.

Der Indianer-Kapitän.

Ein alter Kutter mit grauem Segel hält seinen Kurs auf die „Monte Rosa". 725 Passagiere sehen dem Ruderboot zu, das sich von dem Segelkutter löst und von kaffeebraunen Männern geschickt herübergerudert wird, als sei es die erste Botschaft menschlichen Lebens, die ihnen auf der langen Fahrt wird. Das Boot kommt schnell hinüber. Der Anker des Schiffes rasselt, eine Strickleiter wird heruntergelassen, und das Boot legt an dem Dampfer an.

Der rotbraune Mann, den wir für einen zusteigenden Fahrgast hielten, ist der neue Kommandeur des Schiffes. Er klettert behende die Strickleiter herauf, und der Kapitän muß ihm jetzt für die Dauer der Amazonasfahrt seinen Platz abtreten, weil er die unsichtbaren Fahrtrinnen des tückischen Urwaldstromes nicht kennt. Der rothäutige Mann mußte sieben Jahre das Amazonasgebiet befahren, ehe er die Führerprüfung bestand. Er gehört der bodenständigen Rasse der Indios an, wie uns die fliehende Stirn und der spähende Blick verraten.

Unter dem Kreuz des Südens.

Der Ozeandampfer fährt in den tropischen Abend, der in kurzen Atemzügen verglüht und ohne Dämmerung in die Nacht verweht. Es ist eine erregte, unruhige und verwirrte Nacht. Schwerer Hitzedunst steht auf den uferlosen Wasserflächen, über die wir dahinrauschen. Das Mündungsgebiet des Amazonas, das die Indianer „mare dulce" (süßes Meer) nennen, ist eigentlich ein Binnenmeer, das sich in das Urwaldland hineingeschoben, Inseln stehen gelassen und mit dem Ozean Ebbe und Flut hat. Viele Passagiere wollen die kostbaren Stunden nutzen, wo ihnen der Amazonas sein wildes Leben vorspielt und verbringen die Nacht in Liegestühlen an Deck, vom silbernen Gebälk des südlichen Kreuzes fern angeleuchtet.

Schiff auf verwunschenem Strom.

Am nächsten Morgen ist das geographische Märchen Wirklichkeit geworden. Die 725 Fahrgäste des Schiffes fahren auf einem der zahllosen Mündungskanäle des Amazonas. Manchmal taucht das Schiff in eine schmale Fahrtrinne, daß das Urwaldgestrüpp beinahe die Bordwand streift, und ein andermal weichen die Ufer so weit zurück, daß sie fast ganz verschwinden. Noch immer ist das europagroße Mündungsgebiet des Amazonas fremd im Bild der Erde. Die zahllosen Inseln sind nur unbewohnbares Schwemmland, das in der Regenzeit überspielt wird und in der Trockenzeit auf gleicher Höhe mit dem Amazonas-Wasserspiegel liegt.

Auf solche Weise verwirklicht sich der verwunschene Strom: Man sitzt in den Speisesälen, an deren Wänden Bilder verschneiter Alpenlandschaften hängen, und sieht durch die großen, offenen Bullaugen den Urwald neben sich dahingleiten, hört dem Gezeter der Papageien und der Halbaffen zu und blickt dem stillen Segel nach, das den weiten Fluß hinuntergleitet. Ab und zu entsteht das Bild einer puppenkleinen Siedlung am Dschungelrand mit den Zeichen tropischer Bodenkultur: Man sieht Zuckerrohr und Ananas wachsen, erblickt Brotfruchtbäume, Bananenstauden und Kokospalmen, schwer mit Früchten vollgehängt, und lacht über schokoladenfarbene Kinder, die schreiend in die Hütten rennen, während sich die Erwachsenen selten sehen lassen und dem „Canoa der Weißen" furchtsam aus den Büschen nachspähen.

Deutsche Fahnen unter fremden Sternen.

Gegen Abend sind helle Striche in den Golddunst geritzt, Dächer erblinken, Häuser sind hingewürfelt, eine weißgestrichene Holzkirche wird von den dunkelgrünen Schatten der Kokospalmen überpinselt — eine Urwaldsiedlung taucht auf. Wie wir, am Steuerbord zusammengedrängt stehend, näher hinsehen, erblicken wir ein Dampfboot, das von der Anlegestelle losmacht und auf uns zufährt. An seinem Heck weht die deutsche Fahne. Und jetzt erkennen wir auch, daß an dem Fahnenmast eines Fabrikgebäudes eine Hakenkreuzfahne hochklettert. Die Bordkapelle spielt das Deutschlandlied, und wir lassen die Taschentücher flattern, während wir uns Breves

nähern wo zehn Deutsche wohnen und ein Sägewerk betreiben. Kaum, daß man das Wunder recht bedenken kann, daß sich Deutschland mitten im Urwald begegnet, hat uns das Dampfboot erreicht. Drei Deutsche, deren braungegerbten Gesichtern man das Urwaldleben ansieht, grüßen zu uns herauf. Die Sirene des Dampfers schrillt auf, und Leuchtkugeln werden gegen das Ufer geschossen, das sich schon in Dunkelheit hüllt.

Gefahr und Geheimnis im Urwald.

Obwohl lediglich die 48-Stunden-Fahrt vorgesehen ist, gibt es doch noch eine Überraschung: Hinter Breves stoppen die Maschinen, der Anker rattert in den Strom, und das Dampfboot geht daran, die Passagiere an Land zu bringen. Das löst eine ungeheure Freude aus. Frauen, die sich vorher nie gesprochen haben, umarmen sich: „Wir kommen in den brasilianischen Urwald."

Riesenbäume marschieren auf, die Vorposten des Urwaldes. Zögernd tritt man unter das feuchtheiße Gewölbe, in dem die Nacht brütet. Man hat Angst, aber wie um sich Mut zu machen, dringt man noch tiefer in die Urwaldfinsternis ein. Die Taschenlampe knipst man wieder aus, weil einen das Licht schreckt. Man wagt nicht, den Blick emporzurichten, sondern starrt auf die Füße, die einmal über Wurzelstränge stolpern, das andere Mal im sumpfigen Brei versinken. Dann erschallt ein Schrei, und man fährt zusammen. Aber es ist nichts.

Man ist plötzlich vom Urwald eingeschlossen und sieht nicht mehr das Feuerwerk der Bordlichter, das von dem Fluß her durch das Dickicht blitzte. Glühwürmchen zucken auf. Unsicheren Auges späht man zurück und schlägt eine andere Richtung ein. Plötzlich stockt der Atem, denn da steht bewegungslos ein Mann mit krausgelocktem Negerschädel. In rasender Eile jagt man an dem Schreckbild vorbei — und zurück bleibt ein toter, verwitterter Stamm. Lianen hängen ihre Fallstricke über den Weg, der Schrei des Schmiedevogels lockt. Man duckt sich und schlüpft durch das Blattgehänge hindurch. Kaum ist man der Gefahr entronnen, gerät man in eine neue, bis man endlich die Lichter der „Monte Rosa" wieder aufglimmen sieht.

Siak und der schwarze Panther.

Ein Abenteuer in der Dschungel Sumatras.

Von J. van den Woerden.

Frisch wehte die Nachtluft nach dem Monsun, als wir aufbrachen, um mit Re, dem schwarzen Panther, zu sprechen. Unter den Melonenbäumen vor den Hütten scherzten die Mädchen mit den liebestrunkenen, jungen Burschen. Ein Nashornvogel schrie. Durch das welke Laub am Boden raschelten die Gitterschlangen. Als sich unsere Schatten dem Ende des Dorfes näherten, stoben die Tauben aus den Muskatbüschen. Phantastisch gleißte das Gefieder der Purpurallen im Mondlicht über den Indigofeldern. Unter den saftstrotzenden grünen Reisterrassen am Fluß hing das Gezirpe der Grillen. Ängstlich blökten die Kühe, als wir lautlos an den Hürden vorbeistrichen. Gespenstisch hoben und senkten sich die Rücken der schlafenden Arbeitselefanten aus dem noch regenfeuchten Alanggras der silberlohenden Savanne. Meerkatzen kreischten.

Plötzlich hielten wir am Rande des Urwaldes, der dunkel und drohend in den Himmel wuchs. Der Duft weißer Raflesiablüten benahm uns den Atem. Schweigend zog mich der Häuptling der Batta auf einen Baumstumpf nieder. Eine Weile herrschte unheimliche Stille. Dann hüpfte, schluchzend wie ein Geigenlied, die Melodie des Tiravogels über die Wipfel der Bäume. Flughunde strichen so nahe vorüber, daß die Samthaut ihrer Flügel unsere Stirn berührte. Als ich dem Alten neben mir in die Augen schaute, schien er ganz in Betrachtung versunken. Über den Rand einer Monsunpfütze schob ein altes Mutterkrokodil seine riesige Klapperschnauze. Siak schien es zu kennen. Wie im Traum erhob er sich in der Richtung auf den Sumpf. Schlingernd versank das Ungeheuer in dem Blasen ziehenden Schlamm. Wohlig grunzend schob sich ein Buschschwein aus dem Lianengeschling. Nachdem es Witterung genommen hatte, fegte es wie der Blitz zurück in das Unterholz.

Mit überirdisch geschärften Sinnen lauschte mein Begleiter in die Nacht. Würde Re abermals an dieser Stelle in die Savanne wechseln, um die Schnurrhaare in das Blut geschlagener Rinder zu tauchen. An drei Sonnenaufgängen hintereinander hatten Hirten ihre Tiere mit sauber gerissener Halsschlagader verendet aufgefunden. Untröstlich über den Verlust, beratschlagten sie kurz vor unserem Aufbruch mit dem Ältesten. „Towar hat von der Seele des schwarzen Panthers Besitz ergriffen, um Rache an dem Stamm der Batta zu nehmen! Doch Siak wird dem Geist des toten Häuptlings der Redschang zu begegnen wissen . . ."

Die quälenden Ameisen aus den Kleidern zu schütteln, war ich von dem Baumstumpf aufgesprungen. Eine armlange Echse krümmte sich unter meinen Stiefeln, als der Alte mir leise ein Zeichen gab. Gebannt hingen seine Blicke an dem Schößling eines Tiekbaums, der zwischen den Luftwurzeln safrangelber Orchideen hin- und herpendelte. Wenige Sekunden später schob sich aus dem Blütenkegel der roten Myrtazee der Leib einer Riesenkatze. Schwarz schimmerte ihr Fell im Mondlicht. Ein paarmal beleckte das Raubtier seine Vorderpfoten, dann duckte es sich lauernd in das Gras der Savanne.

Einer Schlange gleich hatte sich Siak von meiner Seite fortgewunden. Nur noch an den leise zitternden Spitzen der Gräser konnte ich seine Bewegungen verfolgen. Etwa fünfzig Schritt von unserem gemeinsamen Platz entfernt, schnellte der Häuptling jäh auf die Füße. Wie bei den Opferfesten zu Beginn des großen Regens warf er beschwörend die Arme in die Luft. Ein Gurgeln kam aus der Brust des Batta, zuerst tief und dunkel, dann metallisch und hell, gleich dem Brausen eines fernen Wasserfalls:

„Towar", schrie der Erzürnte, „warum kehrst du nicht heim, in das Dorf der Verstorbenen deines Stammes? Sind meine Krieger dir im Kampf begegnet, damit du dich hinter den Zähnen des schwarzen Panthers versteckst? Laß ab von der Seele Res! Das Blut meiner Herden führt deinen Geist nicht wieder zurück in den Leib, den die Wurzeln der Palmen bis vor die Sonne über den Blättern ihrer Kronen getrieben haben! Dein Haupt, Towar, aber hängt, vom Monsun gewaschen, am First der Hütte Siaks. Aus ihm saugt der Stamm der Batta die Kraft, seinen Feinden auf allen Pfaden siegreich zu begegnen."

Als der Häuptling verstummte, schien es, als ob selbst die Myriaden Insekten aufgehört hätten, mit ihren Flügeln das Silberlicht des Mondes zu schlagen. Unbeweglich hingen sie in grauschwarzen Wolken über der schweigenden Dschungel. Dann stieg ein Fauchen aus dem Gras. Heisere Kehllaute rollten über die Savanne, pflanzten sich fort und kehrten als Echo, im Brüllen der Rinder, vom Rande des Dorfes zurück. Mit böse funkelnden Lichtern hatte sich Re aus seiner geduckten Stellung erhoben. Ohne sich vom Fleck zu rühren, standen Mensch und Tier einander gegenüber. Ab und zu peitschte die Katze mit ihrem Schweif die Fruchtknoten der Gräser, langsam wich sie vor den hypnotischen Blicken Siaks zurück. Unter den weißen Blütenflocken der Raflesia fauchte der Räuber noch einmal, dann verschwand er mit einem mächtigen Satz im unentwirrbaren Geschling des Unterholzes.

Drei Wochen noch weilte ich seit dieser gespenstischen Vollmondnacht als Gast im Dorf der Batta. Doch kein Rind wurde mehr von dem Räuber geschlagen. Am Morgen meines Aufbruchs sprach ich mit dem Häuptling noch einmal über unser gemeinsames Erlebnis. „Da du den schwarzen Panther erschreckest, wird er wohl für immer aus dem Revier verschwunden sein!"

Das rätselhafte Lächeln der Urvölker Sumatras spielte um den Mund Siaks, als er mir beim Abschied tief in die Augen sah: „Warum sollte Re seine Freunde meiden? Wie früher lebt er in unserer Nähe. Nur der Geist Towars ist aus seinem Körper gewichen!" . . .

(Berechtigte Übertragung von Otto Steinicke.)

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.